

reicht. Manchmal ist es eine Hoffnung, manchmal ist es auch eine Angst, manchmal kann der Sterbende nur deshalb nicht sterben, weil er sich die Antwort auf eine Frage noch vorher erhofft und nicht loslassen kann. Natürlich antworte ich auch konkret, wenn ich konkret gefragt werde. Ich erzähle von meinem Glauben, von meiner Hoffnung, von meinem Vertrauen in Gottes Liebe. Viel wichtiger aber erscheint es mir, dem Suchenden eine Stütze zu sein, an der entlang er sich tasten kann, an der er sich halten kann, die ihm hilft, den eigenen Weg zu finden. Vielleicht stoße ich manchmal so ein Fenster auf, vielleicht ermögliche ich einen Blick in eine Welt, die wir Glaubenden Gott, Himmelreich oder Ewiges Leben nennen.

Mit Sicherheit gebe ich dem Sterbenden Liebe und ich bin mir bewusst, dass ich sie nicht aus mir heraus gebe. Sie ist mir selbst gegeben worden, letztendlich von Gott. So gebe ich etwas weiter, mache es vielleicht erfahrbar, das unseren Gott auszeichnet: die Liebe, mit der er zu seinen Kindern Du sagt.

Nicht immer bin ich mir dieser »Mittlerfunktion« bewusst. Viele meiner Kollegen, die faktisch das Gleiche tun, würden nie auf die Idee kommen, dass ihr Tun einen Lichtstrahl der göttlichen Liebe auf den Menschen wirft, obwohl man es mit gläubigem Blick so sehen kann, vielleicht sogar muss.

Frank Richter

Brücken bauen kann nur, wer beide Seiten des Ufers kennt

● In Sachsen, dem »Freistaat«, dem Bundesland im fernen Osten Deutschlands, da wo ich wohne, leben ca. 4,5 Millionen Menschen. Ungefähr 75% von ihnen gehören keiner Kirche an. Würde man diese Menschen auf der Straße fragen, was ein Priester ist, was würden sie ant-

Priesterlich

● Wenn ich »priesterlich« definieren sollte, würde ich es genau so tun: Mittler sein zwischen Gott und den Menschen, Werkzeug Gottes sein, die Tür oder das Fenster öffnen, durch die ein Stück vom himmlischen Glanz, Seiner Liebe, Seiner Gnade, Seiner Größe auf den Menschen fällt. Solch priesterliches Tun muss keineswegs erwartet werden, ja es muss noch nicht einmal unbedingt als solches bewusst reflektiert sein. Und ich glaube inzwischen, dass Menschen priesterlich wirken, ohne es letztendlich zu wissen, wenn es getragen ist von einem Gnadenakt Gottes, der Seine Liebe schenkt, wann und wem er will, und der Menschen als Seine Werkzeuge benutzt.

Vielleicht ist dieser Begriff des Priesterlichen sehr weit gefasst, aber ich glaube, dass eine solche Weite gut tut. Gerade in der katholischen Kirche begreifen wir den Priesterbegriff oft sehr eng, legen ihn mit Amt und Weihe zusammen und vergessen das »Allgemeine Priestertum«, zu dem jede/r Getaufte, vielleicht im Sinne der Weihnachtsbotschaft jeder Mensch guten Willens, berufen ist. Wenn wir über Priesterangeln klagen, wenn wir befürchten, dass die priesterlichen Aufgaben nicht mehr zu leisten sind, spätestens dann ist das Denken über Grenzen nicht nur erlaubt, sondern notwendig.

worten? Ich weiß es nicht. Ich vermute, die allermeisten von ihnen wären ratlos. Ein Teil von ihnen würde möglicherweise sagen: ein Pfarrer.

Ungefähr 20% der Sachsen geben an evangelisch, ungefähr 4% katholisch zu sein. Würde man diese fragen, was der Unterschied zwischen

einem Priester und einem Pfarrer ist, was würden sie antworten? Ich weiß es nicht. Ich vermute, viele von ihnen wären ebenfalls ziemlich ratlos. Vielleicht würden sie sagen: Ein Priester ist katholisch. Ein Pfarrer ist evangelisch. Würde man nachfragen, worin das Unterscheidende liegt zwischen einem (evangelischen) Pfarrer, der

**»Der eine darf heiraten,
der andere nicht«**

ordiniert ist, und einem (katholischen) Priester, der geweiht ist, was würden sie antworten? Ich weiß es nicht. Ich vermute, ein Teil von ihnen würde antworten: Der eine darf heiraten, der andere nicht; der eine kann ein Mann oder eine Frau sein, der andere ist immer ein Mann. Und würde man die Katholiken ein weiteres Mal fragen und um die Erläuterung des Unterschieds zwischen dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen und dem Priestertum der Geweihten bitten, würde man – auch das ist zu vermuten – zumeist ähnlich unzulängliche Antworten erhalten. Vielleicht würden einige sagen: Die einen dürfen Gottesdienst halten, die anderen nicht.

Was ist ein Priester? Schwer zu sagen. – Was ist priesterlich? Ist es, nicht heiraten, enthaltsam leben, schwarze Hemden tragen und predigen dürfen? Ebenfalls schwer zu sagen. – Was tut ein Priester? Was kann man von ihm erwarten? Vielleicht führen uns diese Fragen weiter.

Ich denke, dass die abstrakt theologischen Bestimmungen des Priesterlichen für die allermeisten meiner Mitmenschen völlig belanglos sind, dass es durchaus aber bestimmte Vorstellungen von dem gibt, wozu man einen »Priester« brauchen kann. Hier nun die kurze Schilderung zweier Erlebnisse, die mir zu denken gaben. Ich habe lediglich die Namen der Personen verändert.

Die Tür muss offen sein

● 1991. Eines Abends, gegen 22 Uhr klingelt es an meiner Wohnungstür. Davor stehen eine Frau und ein Mann. Beide sind nicht mehr die Jüngsten. Sie stellen sich vor: Edeltraud und Siegfried Krause. Er zittert. Sie stützt ihn. Ich bitte sie herein und lasse mir das Anliegen ihres nächtlichen Besuchs erklären. Siegfried Krause, er ist etwas über 60 Jahre alt, hat am Nachmittag aus dem Fenster der gemeinsamen Neubauwohnung mit seinem persönlichen Revolver drei ungezielte Schüsse abgefeuert. Danach hat er sich eine Flasche Schnaps eingefüllt und ins Bett gelegt. Als seine Frau am Abend nach Hause kommt, findet sie die Wohnungstür von Polizisten aufgebrochen und ihren Mann beim Verhör. Dieses ist erst am späten Abend zu Ende. Die Polizisten haben die Pistole konfisziert. Morgen früh muss ihr Mann im Revier erscheinen.

Siegfried Krause zittert noch immer und weint. Bruchstückhaft erzählt er mir seine Geschichte: geboren in Ostpreußen, als 10jähriger Junge vor den Russen geflohen, in einem Kaff in Mecklenburg gelandet – ohne Vater, der ist im Krieg geblieben, ohne Mutter aufgewachsen,

**»Sie sind der Einzige,
der mir noch helfen kann.«**

denn die musste fast immer arbeiten; mit 18 Jahren von der Polizei angeworben: »Es gab ja sonst keine Auswahl für mich auf dem Dorf.« – später als einer der ersten Grenzsoldaten in Ostberlin eingesetzt, nach ein paar Jahren dort zum Staatssicherheitsdienst nach Dresden befördert, natürlich aus der Kirche ausgetreten, zuletzt – in den letzten Jahren der DDR – Cheffahrer des Kommandeurs gewesen, 1989 entlassen, seitdem arbeitslos, Trinker, vor einem Jahr eine Entziehungskur abgebrochen.

Siegfried Krause zittert immer auffälliger. Er fordert seine Frau auf, das Zimmer zu verlassen. Allein mit mir bittet er darum, beichten zu können: »Herr Pfarrer, Sie sind der Einzige, der mir noch helfen kann.« Das letzte Mal sei er in der Kirche gewesen zu seiner Erstkommunion; dann habe der Krieg alles kaputt gemacht. Er wisse nicht mehr weiter. Sein Leben ginge bestimmt bald zu Ende. Nach der Beichte küsst er meine Hände.

Es vergehen viele Wochen, in denen ich ihn und seine Frau nahezu täglich besuche. Gelegentlich kommen die beiden in den Sonntagsgottesdienst. Zur Gemeinde finden sie keinen Kontakt. Siegfried Krause lebt nicht mehr lange. Bei seiner Beerdigung sind wir zu dritt: seine Frau, seine Tochter und ich. Beim anschließenden Essen im Restaurant drückt Edeltraud Krause mir einen Briefumschlag in die Hände. Er enthält sehr viel Geld. »Für die Kirche. Manchmal braucht man eben doch einen Pfarrer.« Ich habe sie nie wieder gesehen.

Ein Gott, den ich nicht kenne

- 1995. Eine junge Frau ruft im Pfarrhaus an und bittet um einen Termin. Sie habe ein großes Anliegen. Als sie mir ein paar Tage später gegenüber sitzt, trägt sie es vor, sehr verlegen, bisweilen stottert sie dabei: Sie habe ein kleines Mädchen entbunden, Melanie; verheiratet sei sie nicht: »Ob das etwas Böses ist?«, will sie wissen.

Ihre Tante aus Fulda, die gerade zu Besuch ist und ihr sehr geholfen habe, verlangt, dass Melanie getauft wird. Ob ich Melanie taufen könnte? Jetzt gleich. Sie müsste sie nur holen, der Kinderwagen steht im Treppenhaus vor der Tür. Nein? Wann denn? Morgen?

Die Naivität der jungen Frau berührt mich. Ich versuche, ihren Fragen zunächst auszuweichen und das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Auf meine vorsichtigen Fragen, ob sie sich vorstellen könnte, selbst getauft zu werden und ob sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht habe, ob es einen Gott gibt, schaut sie mich verständnislos an. Natürlich gibt es einen Gott. Zwar wisse sie nicht, ob es der richtige ist; sie selber habe ihn aber schon manchmal im Traum gesehen. Sie beschreibt mir ihren Gott: Er ist groß und schön; er hat Flügel und kann sprechen. Er hat sie und Melanie bis jetzt immer beschützt, und: er ist sehr bunt. Dabei strahlt sie. Ich denke: Noch nie habe ich einen Christen so einfühlsam und begeistert von Gott reden gehört.

Was folgt, sind viele weitere Gespräche, in denen ich versuche, ihre persönliche Gottesvorstellung mit der christlichen zu konfrontieren. Bis zuletzt, bis zum Tag ihrer und Melanies Taufe bin ich mir nicht sicher, ob es nun der Gott Jesu Christi ist, an den sie glaubt (... vom ganzen »Ballast« dogmatischer Wahrheiten und kirchlicher Traditionen ganz zu schweigen). Die Frau sagte mir immer wieder: Ich will getauft werden. Melanie soll getauft werden. Genügt dies? Mir genügte dies.

Exkommunizieren oder Kommunizieren?

- Zwei persönliche Erlebnisse, denen ich eine Reihe ähnlicher anfügen könnte. Zwei Erlebnisse, von denen behauptet werden könnte, dass sie außerordentlich und nicht repräsentativ seien. Aber woher wissen wir – wir Priester und wir Verantwortlichen in Kirche und Seelsorge, die wir uns in den Reihen der 4% aufhalten und die »Frommen« immer frömmen machen – was ordentlich und was repräsentativ ist?

Ich kann es an dieser Stelle nur andeuten: Von den ca. 30 Erwachsenen, die ich in meinem priesterlichen Leben getauft habe, hätte ich – bei korrekter Anwendung des Kirchenrechts – entweder die meisten gar nicht taufen sollen oder sie sofort nach der Taufe exkommunizieren, sprich: von der Eucharistie ausschließen, müssen.

Was dem priesterlichen Wirken, was dem Bauen der Brücken für diejenigen, die ehrlichen Herzens dazu gehören wollen, am meisten entgegensteht, ist der Ballast einer Tradition, den

Johanna Uljas-Lutz

Erfahrungen als Priesterin

Vom mehrfachen Tabu zum Spiegel meiner Identität

● Ich bin in Finnland in einem Pfarrhaus aufgewachsen zu einer Zeit, in der Pfarrer noch selbstverständlich Männer waren. Ich lernte dies in einer Sprache, die zwischen Pfarrer und Priester nicht unterscheidet.

Natürlich wusste ich schon in Finnland, dass evangelische, orthodoxe und römisch-katholische Traditionen das Priesteramt unterschiedlich verstehen. In meiner Muttersprache ist die Berufsbezeichnung Pfarrer (»pappi«) geschlechtsneutral. Das sehr altmodisch klingende Wort »papitar« (Priesterin) wird nur als Bezeichnung für alte, nichtchristliche und sehr fremde Traditionen verwendet.

Durch meine spätere Sozialisation im österreichischen Protestantismus habe ich gelernt, dass das evangelische Pfarramt hier nichts mit kultischem Priestertum zu tun hat, sondern sich vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen her versteht. Es ist beinahe unvorstellbar, sich als Vertreterin der evangelischen Minderheit in Österreich als Priesterin zu bezeichnen.

Meine 15 Dienstjahre als evangelische Pfarrerin waren von Beginn an von der Suche nach

diese nicht tragen können. Es ist dieses: »Wir wissen schon, was gut für euch ist!« Es ist das nicht vorhandene Interesse – oder die nicht vorhandene und nicht gesuchte Gelegenheit – mit den 75% in Kontakt zu kommen. Es ist unsere ausgeprägte exkommunikative und unsere verkümmerte kommunikative Kompetenz.

Was priesterliches Wirken am meisten fordert und fördert, ist die uneingeschränkte Offenheit für die Mitmenschen und deren Schicksale.

weiblichen Vorbildern für dieses Amt geprägt. Ich hatte das große Glück, als erste Vikarin in Österreich eine Lehrpfarrerin zu haben. Ich suchte von Anfang an nach einer weiblichen Identität in diesem jahrhundertelang nur von den Männern geprägten Berufsbild »Pfarrer«. In vielen Stunden einer Supervisionsgruppe für Vikarinnen und junge Pfarrerrinnen haben wir gemeinsam reflektiert, was diese Tradition mit uns macht und wie wir lernen können, unsere Stärken als Frauen zu entfalten.

So wie die römisch-katholischen Kollegen zu sein, war für mich nie erstrebenswert. Aber durch die gute Zusammenarbeit mit vielen Priestern wurde es immer schwieriger, ganz genau zu definieren, welche liturgischen Gesten oder pfarrerlichen Verhaltensweisen nun wirklich einen evangelischen Pfarrer von einem römisch-katholischen Priester unterscheiden.

Zudem musste ich mich als Frau oft fragen, in welche Richtung ich mich als Pfarrerin weiterentwickeln sollte, damit in der evangelischen Tradition für das Frausein einer Pfarrerin mehr Raum entsteht.